

11 Suchen, Finden und Festigen der eigenen Identität: Unstillbare Zielintentionen

Peter M. Gollwitzer

Die Psychologie des Selbst und die Soziologie der Identität (Yardley & Honess, 1987) beschäftigen sich fast ausschließlich mit der folgenden Frage: Wie erkennt eine Person, daß sie den einen oder anderen Selbstaspekt oder Identitätsaspekt besitzt? Wie gelangt eine Person zu der Überzeugung, daß sie liberal ist, mathematisch begabt, populär oder religiös? Die Antworten auf diese Frage sind sehr unterschiedlich. Psychologisch orientierte Theorien, wie z. B. Bems (1972) Selbstwahrnehmungstheorie, postulieren, daß wir solche Schlüsse aufgrund der Beobachtung unseres eigenen Verhaltens, unserer Gefühle und Empfindungen ziehen.

Soziologisch orientierten Theorien zufolge gewinnen wir unsere Identität, indem wir das Verhalten anderer Leute uns gegenüber beobachten (Cooley, 1902) oder die Position in der sozialen Gemeinschaft, der wir angehören, analysieren (Mead, 1934). Manche Ansätze, wie z. B. der sozioökologische Ansatz Hormuths (1986), versuchen deutlich zu machen, daß es nicht nur die Reaktionen unserer Mitmenschen sind, die unsere Identität bestimmen, sondern auch die materiellen Objekte, mit denen wir uns umgeben, und die Umwelten, die „opportunity structures“, in die wir eingebettet sind.

Sozialpsychologische Ansätze zeichnen sich häufig dadurch aus, daß sie darüber hinaus annehmen, daß die nach Selbstkenntnis strebende Person auf ihre Umwelt, die soziale und die nichtsoziale, gestaltend Einfluß nimmt. Ein solcher Ansatz wird von Swann (1983) vertreten, der in seiner „self-verification theory“ beschreibt, wie wir unsere vorgefaßten selbstbezogenen Meinungen dadurch stützen, indem wir uns als Gesprächspartner nur solche Leute aussuchen, von denen wir wissen, daß sie uns nicht widersprechen. Ähnlich aktiv wird die Suche nach Selbstkenntnis von Tesser und Campbell (1983) gesehen, die in ihrer Theorie der „self-evaluation maintenance“ Strategien beschreiben, wie man durch Hinzugesellen zu anderen oder durch wettbewerbsorientierten sozialen Vergleich Urteile über die eigene Intelligenz oder andere wichtige Selbstaspekte bildet. Interaktionistisch orientierte soziologische Ansätze, wie z. B. Strykers (1985) „identity salience theory“, schreiben dem Identitätssuchenden ebenfalls eine aktive Rolle zu.

All diesen Ansätzen ist gemeinsam, daß sie Identität oder das Selbst als etwas vom Individuum zu Verstehendes und zu Begreifendes behandeln. Bezeichnenderweise sprechen diese Forscher lieber vom Selbstkonzept als von Identität oder dem Selbst. Die Frage des gedanklichen Erfassens des Selbst steht offensichtlich im Vordergrund. Man ist sich allerdings weitgehend uneins darüber, ob wir unser Selbst als kohärente Einheit konzipieren oder als unein-

heitliches, aus vielen Teil-Selbsten bestehendes Ganzes (Greenwald, 1982), ob Selbstkonzepte stabil und relativ unveränderbar oder aber variabel und fluktuierend sind (Gergen, 1982), und ob der Mensch primär daran interessiert ist, eine möglichst positive Selbstsicht zu generieren und aufrechtzuerhalten (Stahlberg, Osnabrügge & Frey, 1985) oder ob ihm mehr daran gelegen ist, Gewißheit hinsichtlich seiner Selbsteinschätzungen zu erzielen. Auffallend ist, daß Fragen danach, ob man sich bestimmte Identitätsaspekte (z. B. liberal zu sein) auch zum Ziel setzen könnte, warum man sich solche Ziele setzt, oder gar was man tun muß, um derartige Ziele zu erreichen, nicht thematisiert werden. Sie bleiben außerhalb der konzeptuellen Reichweite dieser Ansätze.

Obwohl die referierten Selbsttheorien den Löwenanteil der Selbstpsychologie ausmachen, gibt es noch eine lebendige alternative Forschungstradition, die Identität als etwas, was vom Individuum bewußt gewählt werden muß, analysiert. Die leitende Forschungsfrage lautet hier: Welche Identitätsziele werden gewählt und wie geschieht das? Diese Tradition geht zurück auf Erik Erikson (1956), der sich die Identitätsentwicklung als Phasenabfolge vorstellte, an deren Ende die Wahl einer bestimmten Identität steht. Diese Überlegungen wurden insbesondere von Marcia (1980) und Kollegen aufgegriffen. In einer Reihe von empirischen Studien konnten sie überzeugend nachweisen, daß eine stabile Berufsidentität das Ergebnis mühevollen Abwägens ist. Dieses Abwägen bezieht sich auf die positiven und negativen kurz- und langfristigen Konsequenzen, die das Einschlagen eines bestimmten Berufsweges oder das Vernachlässigen einer attraktiven, alternativen Berufsmöglichkeit mit sich bringt. Dabei läßt sich eine kritische Reflexion der zur Auswahl herangezogenen Kriterien beobachten (Newman & Newman, 1973) und ein erhöhtes Interesse daran, von möglichst verschiedenen Seiten relevante Informationen zu bekommen (Podd, Marcia & Rubin, 1970; Toder & Marcia, 1973). Zieht sich der Abwägungsprozeß in die Länge, wird er von den Betroffenen häufig als unangenehm erlebt; Marcia (1967) berichtet von Angstzuständen, Entmutigung oder gar Verzweiflung. Er bezeichnet deshalb dieses Hin- und Hergerissensein als Identitätskrise. Die positive Lösung dieser Krise sieht Marcia in der verbindlichen Wahl des einen oder anderen Identitätszieles. Leider endet hier die theoretische Analyse dieses Ansatzes. Die Implementation des gewählten Identitätszieles, also die Frage, wie man versucht, verbindliche Identitätsziele zu erreichen, wird nicht verfolgt.

Baumeister (1986) hat kürzlich eine historische Analyse der Identitätsbildung vorgelegt. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß Identitätsbildung heutzutage das Lösen von zwei aufeinanderfolgenden Aufgaben verlangt: Zunächst muß die persönlich richtige Wahl des einen oder anderen Identitätszieles (z. B. eine glückliche Berufswahl) getroffen werden. Diese Aufgabe ist in unserer Zeit insofern schwierig geworden, da erst die der Wahl zugrundeliegenden Überzeugungen und Werte ausgewählt und übernommen werden müssen. Schließlich müssen die gewählten Identitätsziele erfolgreich implementiert oder realisiert werden, bevor man von sich behaupten kann, den jeweils angestrebten Identitätsaspekt zu besitzen. Baumeister konstatiert zu Recht, daß gerade die Analyse der zweiten Aufgabe, die willensgesteuerte Implementation, bislang keine Beachtung in der Selbst- oder Identitätsforschung gefunden

hat. Selbst oder Identität wurde bislang nicht analysiert als etwas, was gewollt wird, also als volitionales Problem. Ich möchte deshalb die Frage aufwerfen, wie eine derartige Analyse aussehen könnte, d.h. mit welchen theoretischen Konzepten sie geführt werden kann.

Das Konzept der Identitätsabsicht

Man darf sicherlich davon ausgehen, daß eine Person, die sich entschlossen hat, „Arzt“ zu werden, nun von der Absicht beseelt ist, dieses Ziel auch zu erreichen. Diese Absicht sollte sie dazu veranlassen, von all den Gelegenheiten Gebrauch zu machen, von denen sie sich eine Annäherung an das intendierte Ziel verspricht. Das von derartigen Identitätsabsichten spezifizierte Ziel läßt sich sehr einfach beschreiben: Man möchte von sich behaupten können, die angestrebte Identität zu besitzen. Die Verpflichtung, die von Identitätsabsichten ausgeht, bezieht sich dadurch nicht nur auf die Ausführung der einen oder anderen identitätsbezogenen Handlung oder auf die daraus resultierenden Handlungsergebnisse. Vielmehr ruht die Verpflichtung auf dem übergeordneten Ziel, die Identität zu besitzen. Das mental repräsentierte Ziel ist also ein idealer, noch zu realisierender Zustand des Selbst, der als eine selbstbezogene Konsequenz verschiedener identitätsbezogener Handlungen und erzielter Handlungsergebnisse verstanden werden kann.

Wie unterscheiden sich nun Identitätsabsichten (z. B. Psychologe, religiöse Person, sportliche Person) von anderen Absichten, wie z. B. der Intention, sich bei einem Freund bedanken zu wollen? Während letztere relativ einfach erledigt werden kann, ist dies bei einer Identitätsabsicht meist eine sehr langwierige Geschichte. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen:

Für jede gesellschaftlich definierte Identität existiert eine Vielzahl verschiedener Indikatoren. Diese reichen von den der Identität zugehörigen Handlungen und ihren Ergebnissen, über den Besitz relevanter „Werkzeuge“, bis hin zu den typischen Statussymbolen. Die Verwirklichung von Identitätsabsichten impliziert folglich die fortgesetzte Akkumulation dieser Indikatoren. Mit dem Erwerb eines einzigen Indikators ist es nicht getan. Es braucht nur das Fehlen anderer, alternativer Indikatoren salient gemacht werden (z. B. durch sozialen Vergleich), und schon fühlt man sich weit davon entfernt, das Identitätsziel erreicht zu haben.

Weiterhin entwickelt sich mit zunehmender Erfahrung die identitätsbezogene Kompetenz. Eine Person mit dem verbindlichen Identitätsziel „experimenteller Psychologe“, die zu Beginn ihrer Ausbildung nur relativ einfache Versuchspläne zu gebrauchen wußte, entdeckt mit zunehmender Erfahrung schnell, daß es im Bereich der Versuchsdesigns ungeahnte Möglichkeiten gibt. Mit steigender Kompetenz eröffnet sich praktisch eine neue Welt von Identitätsindikatoren, die noch zu erwerben sind.

Schließlich stellt sich das Streben nach einer bestimmten Identität in den verschiedenen Lebensabschnitten ganz unterschiedlich dar. Bei Berufsidentitäten ist dies ganz deutlich. Es entfalten sich praktisch der Reihe nach ganz verschiedene soziale Umwelten, die alle ihre eigenen Identitätsindikatoren

kennen. Als Beispiel mag die Identität „Arzt“ dienen, die sich als Medizinstudent, als Assistenzarzt, als Chefarzt, und schließlich als Vertreter der Ärztervereinigung ganz anders darstellt. Jede Stufe dieser Karriere impliziert mehr oder minder einen Neubeginn.

Erschwerend kommt dann noch hinzu, daß die soziale Umwelt, die die verschiedenen möglichen Identitätsziele offeriert, ihre Definitionen zu korrigieren pflegt. Dazu ein Beispiel: Vor ein paar Jahren galt man noch als Experimentalpsychologe, auch wenn man keine computergesteuerten Experimente durchführte. Heute wird es immer schwieriger, von sich behaupten zu können, ein Experimentalpsychologe zu sein, *ohne* auf ein computergefülltes Labor verweisen zu können.

Identitätsabsichten spezifizieren offensichtlich übergeordnete, langfristige Ziele und sind deshalb nie endgültig zu erledigende Zielintentionen, die uns zum Nutzen passender Gelegenheiten antreiben. Personen mit Identitätsabsichten müssen folglich Sisyphusarbeit leisten: Um von sich behaupten zu können, die erstrebte Identität zu besitzen, müssen sie relevante Indikatoren erwerben. Indem sie dies tun, eröffnen sich aber ständig neue Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten müssen genützt werden, um weiterhin von sich behaupten zu können, diese Identität zu besitzen. Eine Identitätsabsicht setzt und hält somit ein zeitlich überdauerndes Bestreben in Gang.

Das Gefühl, eine bestimmte Identität zu besitzen, ist allerdings auch vom sozialen Umfeld abhängig. In experimentellen Studien (Gollwitzer, 1986) konnte gezeigt werden, daß Personen mit verbindlichen Identitätszielen danach streben, den Besitz relevanter Indikatoren anderen Leuten zur Kenntnis zu geben. Weiterhin stellte sich heraus, daß von anderen zur Kenntnis genommene Indikatoren, im Gegensatz zu ignorierten Indikatoren, eine größere Sicherheit vermitteln, die zugehörige Identität zu besitzen. Diese Ergebnisse sprechen dafür, daß man sich erst nach der sozialen Realisierung von Identitätsindikatoren als deren Besitzer erlebt.

Die Initiierung identitätsbezogenen Handelns

Wie läßt sich der Begriff der Identitätsabsicht in die Intentions- oder Willenspsychologie einbinden? Konzeptuelle Anleihen aus Achs Willenspsychologie (1935) sind nicht möglich, denn Ach beschäftigte sich nicht mit Zielintentionen, sondern mit Vornahmen (implementale Intentionen), die Schwierigkeiten bei der Initiierung oder bei der Ausführung einer intentionsrealisierenden Handlung reduzieren sollten. Theorien der Handlungskontrolle im Sinne Miller, Galanter und Pribrams (1960) sind ebenfalls irrelevant, da hier der Intensionsbegriff auf einen intendierten Handlungsplan reduziert wird. Fruchtbarer ist das von Heinz Heckhausen (in diesem Band, Kap. 9) vorgetragene psychologische Handlungsphasenmodell (s. Abb. 1), das neben implementalen Intentionen (Vornahmen) auch das Konzept der Zielintention (Absicht) kennt.

Das Modell geht davon aus, daß beim Bilden einer Zielintention ein psychologischer Rubikon überschritten wird. Von einem motivationalen Zustand des Abwägens und Wählens, der durch eine ausgeprägte Realitätsorientierung ge-

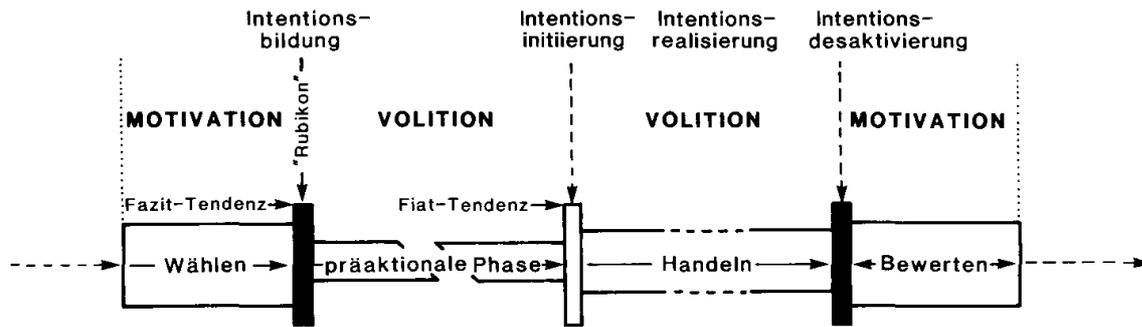


Abb. 1 Handlungspsychologisches Phasenabfolgemodell. (Nach Heckhausen, H., Wiederaufbereitung des Wollens, Symposium auf dem 35. Kongreß der DGfP, Heidelberg, September, 1986)

kennzeichnet ist, wird in einen auf Implementation ausgerichteten volitionalen Zustand, in dem Realisierungsorientierung vorherrscht, übergewechselt. Der Zielintention wird eine bestimmte Ausgangs-Volitionsstärke zugeschrieben, die auf Umsetzung der Intention in die Tat drängt. Die Höhe dieser Volitionsstärke entspricht der Wünschbarkeit (Wert) und Realisierbarkeit (Erwartung) des intendierten Zieles. Die momentane Volitionsstärke kann allerdings variieren. So wird z. B. angenommen, daß relevante Mißerfolge oder Rückschläge die Volitionsstärke im Sinne von Achs (1935) Schwierigkeitsgesetz sofort ansteigen lassen. Ob eine Zielintention zur Initiierung relevanten Handelns führt, hängt allerdings nicht allein von ihrer momentanen Volitionsstärke ab, sondern auch von der wahrgenommenen Günstigkeit einer vorliegenden Gelegenheit. Ist diese Resultante aus momentaner Volitionsstärke und Günstigkeit der Gelegenheit (= Fiattendenz) im Vergleich zu alternativen, konkurrierenden Zielintentionen hoch, kommt es zur Handlungsinitiierung. Erzielt die initiierte Handlung das erwünschte Handlungsergebnis, ist die Volitionsphase beendet, und es schließt sich eine zweite Motivationsphase an, die auf die Bewertung der eigenen Handlung, ihres Ergebnisses und deren Folgen ausgerichtet ist. Ziel dieser Bewertung ist die realistische Einschätzung der erbrachten Leistung.

Überträgt man die Überlegungen des Handlungsphasenmodells auf Identitätsabsichten, also auf übergeordnete Zielintentionen, die letztendlich unstillbar sind, so läßt sich folgende Vorhersage bzgl. der Initiierung identitätsbezogenen Handelns ableiten: Immer dann, wenn die Fiattendenz der Identitätsabsicht die Stärke der Fiattendenzen konkurrierender, alternativer Zielintentionen übersteigt, werden verstärkt identitätsbezogene Handlungen initiiert. Da relevante Mißerfolge und Rückschläge die momentane Volitionsstärke reaktiv ansteigen lassen, dürfte gerade nach derartigen negativen Erfahrungen die Initiierung identitätsbezogener Handlungen zu beobachten sein.

Im Rahmen der *Selbstergänzungstheorie* (Wicklund & Gollwitzer, 1982) wurden Experimente durchgeführt, die diese Überlegungen stützen. Dabei wurde wie folgt vorgegangen: Versuchspersonen mit verbindlichen Identitätszielen (z. B. Manager) wurde zunächst das Fehlen eines wichtigen Identitätsindikators vor Augen geführt (z. B. wurde ihnen glaubhaft mitgeteilt, daß sie sich in ihren Persönlichkeitsmerkmalen deutlich von erfolgreichen Managern un-

terscheiden). Dann wurde ihnen Gelegenheit gegeben, alternative Identitätsindikatoren zu erwerben (z. B. sich mit relevanten Berufstiteln zu schmücken, sich als Ausbilder im relevanten Fachgebiet zu betätigen, oder für die angestrebte Identität typische Aufgaben zu lösen). Im Vergleich zu einer Kontrollgruppe, die von dieser experimentellen Manipulation (Unvollkommenheitsmanipulation) verschont wurde, zeigte sich stets, daß die „unvollkommene“ Gruppe von Versuchspersonen von der Gelegenheit, alternative Identitätsindikatoren zu erwerben, verstärkt Gebrauch machte.

Dieses Ergebnis ließ sich selbst dann noch beobachten, wenn die Gelegenheit für die Verwirklichung alternativer, nicht-identitätsbezogener Zielintentionen (z. B. Kennenlernen einer interessanten Person) relativ günstig war (Gollwitzer & Wicklund, 1985a). Da die momentane Volitionsstärke der Identitätsabsicht durch die Unvollkommenheitsmanipulation erhöht worden war, wurde die Verwirklichung konkurrierender, alternativer Zielintentionen offensichtlich hintangestellt. Schließlich führte die Erhöhung der identitätsbezogenen Volitionsstärke auch dazu, daß die Versuchspersonen Schwierigkeiten hatten, auf eine in Aussicht gestellte, günstigere Gelegenheit für die Handlungsinitiierung zu warten. Sie wurden bereits bei den erstbesten Gelegenheiten aktiv (Flüge & Gollwitzer, 1986; Gollwitzer, 1983), obwohl diese für den Erwerb von Identitätsindikatoren noch relativ ungünstig waren.

Es ist bislang noch ungeklärt, ob eine momentan erhöhte identitätsbezogene Volitionsstärke nicht nur die Initiierung, sondern auch die Art des Erwerbs von Identitätsindikatoren beeinflußt. So könnte man sich durchaus vorstellen, daß die reaktive Erhöhung der Volitionsstärke die Wahl solcher Handlungen begünstigt, die relativ schnell und problemlos auszuführen sind (z. B. positive Selbstbeschreibungen, die den Besitz bestimmter Identitätsindikatoren anderen zur Kenntnis geben). Das Gefühl der Unvollkommenheit ist dadurch schnell überwunden, und man kann sich „ungestört“ denjenigen Indikatoren zuwenden, die aufwendiger zu erwerben, dafür aber zeitlich überdauernder sind als bloße Selbstbeschreibungen. Derartige Überlegungen führen auch zu der Frage, wann Identitätsabsichten in unser Bewußtsein treten und wann dies funktional ist.

Es erscheint sinnvoll anzunehmen, daß übergeordnete Zielintentionen meist nur mental und nicht bewußt repräsentiert sind, ansonsten wäre unsere bewußte Verarbeitungskapazität ständig hoffnungslos überlastet (s. Heckhausen, in diesem Band, Kap. 10). Allerdings sollten uns Identitätsabsichten immer dann bewußt werden, wenn wir bei der Durchführung relevanter Handlungen in Schwierigkeiten geraten. Dies ist insofern funktional, als dadurch das eigentlich angestrebte übergeordnete Ziel bewußt wird und damit auch alternativ Möglichkeiten salient werden, dieses Ziel anzustreben.

Auch nach erfolgreichem Abschluß einer identitätsbezogenen Handlung sollte uns die zugehörige Identitätsabsicht bewußt werden. Dies ist eine notwendige Voraussetzung dafür, daß wir überhaupt von uns behaupten können, die eine oder andere Identität zu besitzen. Würde uns nach Abschluß einer identitätsbezogenen Handlung nicht die übergeordnete Zielintention bewußt werden, könnte das Gefühl, Psychologe zu sein, Arzt zu sein, oder welche Identität auch immer zu haben, erst gar nicht entstehen. Wir könnten uns nur als

Personen begreifen, die die eine oder andere Handlung erfolgreich ausführen können.

Identitätsstreben und die Rubikonmetapher

Überträgt man die Rubikonmetapher auf Phänomene der Identitätsbildung, so ergeben sich neue Einsichten bzgl. der Frage, wie Personen an die Lösung der zwei zentralen Identitätsaufgaben herangehen, nämlich an die Wahl bestimmter Identitätsziele und deren Implementation.

Motivationale Aspekte

Das vorgetragene Handlungsphasenmodell postuliert, daß im prädeziationalen Motivationszustand *Realitätsorientierung* vorherrscht und folglich die Wünschbarkeit von Handlungsfolgen sowie die Realisierbarkeit von Handlungsergebnissen unvoreingenommen und selbstkritisch abgewogen wird. Diese These fand bereits empirische Bestätigung: Studentische Versuchspersonen, die in einem Wahlkonflikt standen (z. B.: Soll ich von zu Hause ausziehen oder nicht?), wurden aufgefordert, sich Gedanken darüber zu machen, ob sie in dieser Angelegenheit einen Handlungsentschluß wagen sollten (Gollwitzer & Heckhausen, 1987). Als sie anschließend gebeten wurden, über ihre Gedanken zu berichten, stellte sich heraus, daß sie unvoreingenommen die Folgen eines Handlungsentschlusses abgewogen hatten: Sie berichteten ebensoviele Gedanken über positive Folgen wie über negative Folgen.

Eine andere Vorgehensweise bestätigte ebenfalls die These des unparteiischen Abwägens: Versuchspersonen wurden in einen Wahlkonflikt gestürzt (d. h., sie mußten einen von zwei möglichen Gesprächspartnern auswählen); sie erhielten relevante Informationen über beide Wahloptionen. Es zeigte sich in einem anschließenden Erinnerungstest, daß die Informationen für beide Alternativen gleich gut erinnert werden konnten. Die Versuchspersonen hatten bei der Aufnahme der Informationen offensichtlich beiden Alternativen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt (Beckmann & Gollwitzer, 1987).

Darf man annehmen, daß bei der Wahl von Identitätszielen ebenfalls Realitätsorientierung vorherrscht? Die Ergebnisse der Studien Marcias (1980) unterstützen diese Annahme. So konnte wiederholt gezeigt werden, daß Jugendliche an die Wahl von Berufszielen sehr selbstkritisch herangehen. Dies traf insbesondere für diejenigen Jugendlichen zu, die sich nach Marcia in einer Identitätskrise befanden; sie erlebten dieses Abwägen konflikthaft, weil sie sich zu verschiedenen Alternativen gleich stark hingezogen fühlten.

Neben der Realitätsorientierung postuliert das Handlungsphasenmodell für die Motivationsphase das Wirken einer Kraft, die sog. *Fazittendenz*, die auf den Abschluß des Abwägens drängt. Es wird vermutet, daß diese Tendenz um so stärker wird, je geringer die Erwartung ist, daß durch zusätzliche Elaboration mehr Klarheit gewonnen werden kann. Wie die erhöhte Fazittendenz schließlich den Abbruch der Elaboration herbeiführt (ob man sich z. B. mit ei-

nem geringeren Ausmaß an Klarheit zufrieden gibt als ursprünglich vorgenommen oder ob man beginnt, die verfügbare Information selektiver auszuwerten), ist noch ungeklärt. Trotzdem könnte das Konzept der Fazittendenz die Forschung zur Frage, wie Identitätsziele gewählt werden, bereichern. Die von Marcia und Erikson beschriebenen Identitätskrisen sind ja nichts anderes als Wahlkonflikte (motivationale Konflikte), in denen noch unentschlossene Personen versuchen, durch intensives Abwägen die persönlich richtige Wahl zu treffen. Bei denjenigen Jugendlichen, denen es nicht gelingt, diese Motivationsphase zügig abzuschließen und die deshalb (nach Marcia und Erikson) eine Identitätskrise erleben, wird die Fazittendenz offensichtlich nicht angeregt. Vergleiche man die Art der Elaboration dieser Jugendlichen mit der Elaboration von Jugendlichen, die sich schneller zu einer bestimmten Berufswahl durchringen können, so könnte man die Anregungsbedingungen der Fazittendenz bestimmen. Dies wäre insofern von Nutzen, da Jugendliche derartige Identitätskonflikte als entmutigend, ja sogar angsterregend empfinden (Marcia, 1967); man könnte ihnen mittels dieses Wissens helfen, langwierige, konflikt-hafte Abwägungsprozesse abzukürzen und abzuschließen.

Das Rubikonkonzept hat bereits eine Studie darüber angeregt, wie man noch unentschiedenen Personen helfen kann, sich einem Entschluß (Zielintention) anzunähern (Gollwitzer, Heckhausen & Ratajczak, 1987). Es zeigte sich, daß sich Studentinnen, die sich mit der Frage beschäftigten, ob sie ihr Studienfach wechseln sollten, sich dann dem Entschluß (es zu tun) nähergerückt fühlten, wenn sie dazu angehalten worden waren, diesen Entschluß gründlichst abzuwägen (es mußten die Handlungsergebnis-Erwartung bestimmt, die Wahrscheinlichkeiten möglicher Konsequenzen geschätzt und die Anreizwerte dieser Konsequenzen eruiert werden).

Neben dieser „motivationalen“ wurde noch eine „volitionale“ Strategie entwickelt, die ebenfalls zur Annäherung an den Entschlußakt führte. Dabei wurden die Versuchspersonen angehalten, sich im einzelnen bildhaft vorzustellen, wie sie den (noch nicht gefaßten) Entschluß bereits in die Tat umsetzten. Dies führte zum Fassen von Durchführungsvornahmen (z. B. einen Brief an den Dekan zu schreiben), was die Versuchspersonen zum Glauben verführte, bzgl. der übergeordneten Zielintention (Studienfachwechsel) bereits entschlossen zu sein.

Diese Befunde legen zwei verschiedene Möglichkeiten nahe, Personen aus einer motivationalen Identitätskrise zu helfen. Die „motivationale“ Intervention besteht darin, die bereits stattfindenden Abwägungsprozesse zusätzlich zu vertiefen, um auf diese Weise eine erschöpfende Elaboration herbeizuführen. Bei einer „volitionalen“ Intervention sollte dagegen versucht werden, die Person antizipatorisch in die Volitionsphase zu versetzen. Im Bereich von Identitätsabsichten (überdauernde Zielintentionen) gelingt dies möglicherweise dadurch, indem man das Bilden von Vornahmen bzgl. des Erwerbs relevanter Identitätsindikatoren anregt. Effektiver ist sicherlich, die Person zum aktiven Handeln zu veranlassen, so daß sie versucht, den einen oder anderen Indikator zu erwerben. Werden diese Anstrengungen auch noch von anderen zur Kenntnis genommen, sollte es nur noch ein kleiner Schritt zur verbindlichen Übernahme der implizierten Identität sein.

Volitionale Aspekte

Das Handlungsphasenmodell postuliert, daß im postdeziisonalen Volitionszustand, also nach dem Bilden einer Zielintention und vor der Initiierung einer zugehörigen Handlung, eine *Realisierungsorientierung* herrscht, die auf einseitige Durchsetzung des gewählten Handlungsziels ausgerichtet ist. Läßt sich dieses Postulat auch auf Identitätsabsichten übertragen? Oder ist diese Annahme für Identitätsabsichten nicht aufrechtzuerhalten, da hier nach dem Fassen der Absicht ständig Entscheidungen darüber getroffen werden müssen, ob man den einen oder den anderen Identitätsindikator erwerben soll? Ist es deshalb nicht sogar notwendig, die Rubikonmetapher für Identitätsabsichten aufzugeben und statt dessen im Identitätsbereich eine „Reise“ über viele Rubikons zu postulieren? Impliziert nicht jeder Erwerb eines Identitätsindikators eine neue Rubikonpassage mit zugehöriger, vorgeschalteter Motivationsphase? Die nach einer bestimmten Identität strebende Person würde sich demnach nur dann in einem Volitionszustand befinden, wenn sie sich für den Erwerb eines Identitätsindikators entschieden hat und sich anschickt, die dafür notwendigen Handlungen zu planen, zu initiieren, auszuführen und abzuschließen. An die Beendigung der Handlung würde sich eine realitätsorientierte, postaktionale Motivationsphase anschließen, und jedes Mal, wenn der Erwerb eines weiteren Identitätsindikators ansteht, würde der ganze Zyklus von neuem beginnen, d.h., in einer realitätsorientierten Motivationsphase wird abgewogen, ob dieser Indikator überhaupt erworben werden soll.

Ich möchte hier eine andere Position vertreten. Nämlich, daß mit dem Fassen einer Identitätsabsicht der Rubikon zu einer volitionalen Phase überschritten wird und daß der Erwerb von einzelnen Identitätsindikatoren deshalb kein motivationales Problem, sondern nur noch ein volitionales Initiierungsproblem ist. Es werden also nicht vor jedem Erwerb eines Indikators mögliche positive und negative Konsequenzen gründlich und sorgfältig elaboriert. Vielmehr macht die mit der Identitätsabsicht einhergehende Realisierungsorientierung dieses Abwägen hinfällig und entlastet so die nach Identität strebende Person. Die Stärke der Realisierungsorientierung ist gekoppelt an die momentane Volitionsstärke der Identitätsabsicht.

Die Befunde der Selbstergänzungsforschung stützen diese Position. Personen mit verbindlichen Identitätszielen reagierten auf Rückschläge im Identitätsstreben stets anders als Personen, für die diese Ziele keine Verbindlichkeit hatten. Erstere erhöhten sofort ihre Anstrengungen, dem Identitätsziel näherzukommen, während letztere derartige „Einbrüche“ passiv hinnahmen. Mit dem Fassen einer Identitätsabsicht verläßt man ein für alle Mal die motivationale Phase des Abwägens der Tauglichkeit für eine bestimmte Identität sowie der Nützlichkeit, diese zu besitzen; man tritt in eine auf Implementation ausgerichtete Volitionsphase über, die meist für den Rest des Lebens gilt. Auf erlebte Rückschläge wird deshalb nicht kontemplativ (realitätsorientiert) reagiert (die Frage, ob man vielleicht untauglich ist und das Identitätsziel nicht besser aufgeben sollte, wird erst gar nicht thematisiert), sondern man verstärkt reaktiv seine Realisierungsbemühungen.

Eine Selbstergänzungsstudie mit Bochumer Psychologiestudenten zeigte

ebenfalls, daß der Erwerb eines einzelnen Identitätsindikators nicht als losgelöste, eigenständige Handlungsphase verstanden werden sollte, sondern nur vor dem Hintergrund der übergeordneten Identitätsabsicht. Studenten, die die Identitätsabsicht „Psychotherapeut“ gefaßt hatten, wurden ermuntert, die Intention zu formulieren, sich Therapiefilme anzuschauen. Diese Intention wurde dann von anderen zur Kenntnis genommen oder ignoriert. Als den Studenten Gelegenheit gegeben wurde, die Vornahme in die Tat umzusetzen, machten Studenten, deren Intention zur Kenntnis genommen worden war, weniger von dieser Gelegenheit Gebrauch als Studenten, deren Intention nicht sozial realisiert worden war. Offensichtlich hatte die soziale Kenntnisnahme die identitätsbezogene momentane Volitionsstärke reduziert – man sah sich in den Augen anderer (und damit in den eigenen Augen) dem Identitätsziel bereits durch das bloße Äußern der Intention nähergerückt. Es war folglich weniger notwendig geworden, einen weiteren Identitätsindikator (durch die Ausführung der Handlung) zu erwerben.

Die Kontrollgruppe von Versuchspersonen, für die das Identitätsziel „Psychotherapeut“ nicht verbindlich war, reagierten auf die soziale Realisierung der Intention ganz anders. Bei ihnen führte die Kenntnisnahme zu einer erhöhten Bereitschaft, die intendierte Handlung auch auszuführen. Diese Ergebnisse machen deutlich, daß man bei der Analyse von Intention und ihrer Verwirklichung stets prüfen sollte, ob diese nicht in die Volitionsphase einer übergeordneten Zielintention (z. B. Identitätsabsicht) eingebunden sind. Tut man dies nicht, kommt es leicht zu falschen Vorhersagen bzgl. der Verwirklichung von Intentionen.

Besonders aufschlußreich sind diejenigen Selbstergänzungsstudien (Wicklund & Gollwitzer, 1983; Gollwitzer & Wicklund 1985b), die die Selbsteinschätzung identitätsbezogener Kompetenz analysierten. Diese Studien zeigen, daß Personen mit Identitätsabsichten weit weniger an einer selbstkritischen und objektiven Einschätzung ihrer identitätsbezogenen Kompetenz interessiert sind als Personen ohne derartige Absichten. Während letztere die Intensität ihrer Ausbildung und das Ausmaß ihrer Erfahrung in ihrer Selbsteinschätzung zum Ausdruck bringen, erliegen Personen mit Identitätsabsichten der Versuchung, sich ganz voreingenommen größere identitätsbezogene Fertigkeiten zuzuschreiben als sie wirklich besitzen. Dies zeigte sich dann besonders ausgeprägt, wenn ihr Identitätsstreben Rückschläge erleiden mußte. Offensichtlich verstärkt dies die mit Identitätsabsichten einhergehende Realisierungsorientierung, was zu einer weiteren Reduktion der Realitätsorientierung bei der Kompetenzeinschätzung führt. Die Frage nach der identitätsbezogenen Kompetenz, die *vor* dem Fassen einer Identitätsabsicht wichtig und zentral ist (z. B.: Habe ich eigentlich das Talent, Arzt zu werden?), und daher auch realistisch beantwortet wird, scheint *nach* dem Fassen der Identitätsabsicht nicht mehr relevant. Wird sie von außen herangetragen, so wird die Antwort darauf so gestaltet, daß sich der Besitz der erstrebten Identität ablesen läßt.

Wie die von einer Identitätsabsicht ausgehende Realisierungsorientierung das Treffen von Entscheidungen beeinflusst, wenn eine Person mit Identitätsabsicht in eine Situation gerät, in der verschiedene relevante Identitätsindikatoren erworben werden können, ist weitgehend ungeklärt. Es ist durchaus

möglich, daß eine *erhöhte* Realisierungsorientierung sogar die Elaboration der Frage verhindert, welcher Indikator nun am deutlichsten und stabilsten den Besitz der erstrebten Identität anzeigt; statt dessen findet möglicherweise nur ein Abwägen der Frage statt, welcher Indikator in der vorliegenden Situation am schnellsten erworben werden kann. Die Qualität dieses verkürzten Abwägens gleicht dann mehr einer Passungsprüfung als dem Versuch, sich für den Erwerb eines Indikators zu entscheiden, der stabil und überdauernd den Besitz der erstrebten Identität anzeigen könnte. Weiterhin ist unklar, wie die mit der Identitätsabsicht einhergehende Realisierungsorientierung die Qualität der postaktionalen Phase beeinflußt, die dem erfolgreichen Erwerb eines Indikators nachfolgt. Wie kritisch werden die erworbenen Indikatoren daraufhin analysiert, ob sie auch wirklich den Besitz der erstrebten Identität anzeigen?

Schließlich bleibt noch die Frage zu klären, ob ein Anstieg der mit der Identitätsabsicht einhergehenden Volitionsstärke immer nur dann zustande kommt, wenn relevante Mißerfolge oder Rückschläge erlebt werden. Vielleicht genügt es schon, daß man längere Zeit nicht mehr im Dienste dieser Identitätsabsicht aktiv gewesen ist. Allerdings dürfte dabei von Bedeutung sein, ob es sich hier um eine selbstgewollte Passivzeit handelte, oder ob man von außen gezwungen wurde, andere Dinge zu erledigen und deswegen das identitätsbezogene Streben hintanstellen mußte.

Die Veridikalität von Selbstberichten. Eingangs wurde darauf hingewiesen, daß sich die Selbstkonzeptforschung uneins über die Beantwortung der Frage ist, ob der Mensch primär daran interessiert sei, eine positive Selbstsicht zu generieren oder eine realistische, objektive Einschätzung des Selbst versuche. Die mit der Rubikonmetapher einhergehenden Konzepte der Realitäts- und Realisierungsorientierung erlauben eine differenzierende Antwort auf diese Frage: Hat man sich den betreffenden Selbstaspekt zum Ziel gesetzt und eine Identitätsabsicht gebildet, dann muß mit Realisierungsorientierung gerechnet werden, die zu positiv verzerrten Selbstberichten führt. Ist man dagegen am Abwägen, ob man sich diesen Selbstaspekt zum Ziel setzen soll, führt die damit einhergehende Realitätsorientierung zu realistischen Selbsteinschätzungen. Man kann diese Überlegungen weiterspinnen und zu der Vorhersage ausweiten, daß man immer dann veridikale Einschätzungen eines Selbstaspektes beobachten kann, wenn es gelingt, ein Abwägen des Entschlusses anzuregen, sich den infragestehenden Selbstaspekt zum Ziel zu setzen. Diese Überlegung hat praktische Bedeutung, da es in der psychologischen Diagnostik nach wie vor ein großes Problem ist, veridikale Selbstberichte zu erheben.

Volitionale Identitätskrisen. Verwendet man die Rubikonmetapher als Heuristik für die Analyse des Identitätsstrebens, führt dies zur Vermutung, daß es neben den motivationalen Identitätskrisen, die Erikson und Marcia beschreiben, auch sog. volitionale Identitätskrisen geben muß, die sich auf das Problem der Implementation von Identitätsabsichten beziehen. Ein grundsätzliches Implementationsproblem liegt dann vor, wenn Identitätsziele gewählt werden, für die man nicht geschaffen ist (z. B. wenn sich eine unsportliche Person die Identität „Fußballstar“ zum Ziel setzt). Diese unglücklichen Identitätswahlen

waren der Ausgangspunkt der Adlerschen Analyse (1912) des Minderwertigkeitskomplexes und der zugehörigen hochstaplerischen Kompensationsversuche.

Auch wenn es gelingt, die notwendigen Identitätsindikatoren zu erwerben, kann es trotzdem zur Implementationskrise kommen. Nämlich immer dann, wenn das soziale Umfeld die Kenntnisnahme verweigert. Entscheidet sich ein Kind einer Musikerfamilie für das Berufsziel „Rechtsanwalt“, so stößt es bei der sozialen Realisierung erworbener Identitätsindikatoren auf Schwierigkeiten. Die Familie mag diese Indikatoren ignorieren oder falsch verstehen, was dem jungen Rechtsanwalt auch nicht verborgen bleibt. Die Folge ist eine große Unsicherheit, die erstrebte Identität auch wirklich zu besitzen, obwohl man die entsprechenden Indikatoren erworben hat. Dieses Phänomen wird in der amerikanischen klinischen Psychologie als sog. „imposter-phenomenon“ diskutiert (Harvey & Katz, 1986).

Die weitaus häufigste volitionale Identitätskrise ist allerdings der Konflikt, der bei dem Versuch entsteht, zwei sich gegenseitig widersprechende Identitätsabsichten verwirklichen zu wollen. Als Beispiel mag die junge Frau gelten, die neben der Identitätsabsicht „Mutter“ auch die Berufsidentität „Wissenschaftlerin“ zu implementieren versucht. Nicht nur, daß bei bestimmten Gelegenheiten (z. B. ein freier Nachmittag) beide Identitätsabsichten nach Verwirklichung drängen, leider aber nur die eine (z. B. mit den Kindern spielen) oder andere Handlung (z. B. ein Manuskript zu Ende schreiben) ausgeführt werden kann. Problematischer ist, daß das Anhäufen von Indikatoren der Identität „Mutter“ Unvollkommenheit bzgl. der Identität „Wissenschaftlerin“ indiziert und umgekehrt.

Es wurde eingangs die These vertreten, daß Identitätsabsichten ein zeitlich überdauerndes Streben in Gang setzen. Damit wurde vielleicht der Eindruck erweckt, daß Identitätsstreben kein Ende finden kann. Nicht erledigbar heißt allerdings nicht, daß eine einmal gefaßte Identitätsabsicht nicht aufgegeben werden könnte. Verstrickt man sich in eine der drei vorgetragenen volitionalen Identitätskrisen, ist das Aufgeben einer Identitätsabsicht vorprogrammiert.

Zusammenfassung

Die Psychologie des Selbst und die Soziologie der Identität beschäftigen sich bislang nicht mit der Frage, wie verbindliche Identitätsziele realisiert werden. Diese Frage kann mit dem Konzept der Identitätsabsicht einer Antwort nähergeführt werden. Bindet man dieses Konzept in ein Rubikonmodell der Handlungsphasensequenz ein, so ergibt sich ein Modell des Identitätsstrebens, das eine realistische Abwägephase und eine realitätsorientierte Implementationsphase unterscheidet. Dieses Identitätsmodell erklärt die Beobachtungen Marcias zur Wahl von Identitätszielen, und es stimmt überein mit den Ergebnissen der Selbstergänzungsforschung, die die Implementation von Identitätsabsichten analysiert hat. Weiterhin macht es auf verschiedene motivationale vs. volitionale Identitätskrisen aufmerksam und spezifiziert ihre Ursachen.

Literatur

- Ach, N (1935) Analyse des Willens. In E. Abderhalden (Ed.) *Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden* (Bd. VI). Berlin: Urban & Schwarzenberg
- Adler, A (1912) *Über den nervösen Charakter: Grundzüge einer vergleichenden Individual-Psychologie und Psychotherapie*. Wiesbaden: Bergmann
- Baumeister, RF (1986) *Identity: Cultural change and the struggle for self*. New York: Oxford University Press
- Beckmann, J, Gollwitzer, PM (1987) *Deliberative versus implemental states of mind: The issue of impartiality in pre- and postdecisional information processing*. *Social Cognition*.
- Bem, DJ (1972) Self-perception theory. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology* (Vol. 6). New York: Academic Press
- Cooley, CH (1902) *Human nature and social order*. New York: Scribner
- Erikson, EH (1956) The problem of ego identity. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 4, 56–121
- Flüge, R, Gollwitzer, PM (1986) *Volitionale Aspekte der Selbstergänzung*. Vortrag auf dem 3. Workshop der Fachgruppe Sozialpsychologie, Erlangen
- Gergen, KJ (1982) From self to science: What is there to know? In J. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 1). Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Gollwitzer, PM (1983) *Audience anxiety and symbolic self-completion*. Vortrag auf der International Conference on Anxiety and Self-Related Cognitions, Berlin
- Gollwitzer, PM (1986) Striving for specific identities: The social reality of self-symbolizing. In R. F. Baumeister (Ed.), *Public self and private self*. New York: Springer
- Gollwitzer, PM, Wicklund, RA (1985a) Self-symbolizing and the neglect of others' perspectives. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 702–715
- Gollwitzer, PM, Wicklund, RA (1985b) The pursuit of self-defining goals. In J. Kuhl & J. Beckmann (Eds.), *Action control: From cognition to behavior*. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo: Springer
- Gollwitzer, PM, Heckhausen, H, Ratajczak, H (1987) *From weighing to willing: Approaching a change decision through pre- or postdecisional mentation*. Unveröffentlichtes Manuskript. Max-Planck-Institut für psychologische Forschung, München
- Gollwitzer, PM, Heckhausen, H (1987) *Breadth of attention and the counter-plea heuristic: Further evidence on the motivational vs. volitional mindset distinction*. Unveröffentlichtes Manuskript. Max-Planck-Institut für psychologische Forschung, München
- Greenwald, AG (1982) Is anyone in charge? Personalism versus the principle of personal unity. In J. Suls (Ed.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 1). Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Harvey, JC, Katz, C (1986) *If I'm so successful why do I feel like a fake? The imposter phenomenon*. New York: Prentice Hall
- Hormuth, S (1986) *The self-concept and change: An ecological approach*. Universität Heidelberg
- Marcia, JE (1967) Ego identity status: Relationship to changes in self-esteem "general maladjustment" and authoritarianism. *Journal of Personality*, 35, 118–133
- Marcia, JE (1980) Identity in adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook of adolescent psychology*. New York: Springer
- Mead, GH (1934) *Mind, self, and society*. Chicago: University of Chicago Press
- Miller, GA, Galanter, E, Pribram, K-H (1960) *Plans and the structure of behavior*. New York: Holt, Rinehart & Winston
- Newman, BM, Newman, PR (1973) The concept of identity: Research and theory. *Adolescence*, 13, 157–166
- Podd, MH, Marcia, JE, Rubin, BM (1970) The effects of ego identity and partner perception on a prisoner's dilemma game. *Journal of Social Psychology*, 82, 117–126
- Stahlberg, D, Osnabrügge, G, Frey, D (1985) Die Theorie des Selbstwertschutzes und der Selbstwerterhöhung. In D. Frey & M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie (Bd. 3)*. Bern: Huber
- Stryker, S, Statham, A (1985) Symbolic interaction and role theory. In G. Lindzey & E. Aronson (Eds.), *Handbook of social psychology* (Vol. 1). New York: Random House

- Swann, WB, Jr (1983) Self-verification. Bringing social reality into harmony with the self. In J.Suls & A.G.Greenwald (Eds.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 2). Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Tesser, A, Campbell, J (1983) Self-definition and self-evaluation maintenance. In J.Suls & A.G.Greenwald (Eds.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 2). Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Toder, NL, Marcia, JE (1973) Ego identity status and response to conformity pressure in college women. *Journal of Personality and Social Psychology*, 26, 287–294
- Wicklund, RA, Gollwitzer, PM (1982) *Symbolic self-completion*. Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Wicklund, RA, Gollwitzer, PM (1983) A motivational factor in self-report validity. In J.Suls & A.G.Greenwald (Eds.), *Psychological perspectives on the self* (Vol. 2). Hillsdale, NJ: Erlbaum
- Yardley, K, Honess, T (Eds.) (1987) *Self and identity*. New York: Wiley